

(Nachdruck verboten.)

12]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Nørø.

Bisher hatte Vater Lasse alles Kopfzerbrechen auf sich genommen, und nun stand er da und war ganz auf sich angewiesen. Jetzt standen er und das Leben gegenüber, und Pelle kämpfte sich tapfer vorwärts, der prächtige Junge, der er war. Aber zuweilen brach er darüber zusammen. Und das legte sich hemmend unter alle seine kindlichen Lebensäußerungen.

In der Werkstatt machte er sich nützlich und suchte sich gut mit allen zu stehen. Er gewann den kleinen Nikas, in dem er seine Braut in vergrößerter Gestalt nach einer Photographie zeichnete. Das Gesicht wollte nicht so recht hervortreten, es sah aus, als habe jemand da hineingetreten; aber das Kleid und die Brosche am Hals waren vorzüglich. Das Bild hing eine Woche in der Werkstatt und machte großes Glück: Carlsen, der Botengänge für das Steinwerk verrichtete, bestellte zwei große Bilder von sich selbst und seiner Frau, für fünfundzwanzig Dore das Stück. „Aber Du mußt ein paar Locken an das Haar zeichnen,“ sagte Carlsen, „denn Mutter hat sich immer so gewünscht, daß ich Locken haben sollt.“

Pelle konnte die Bilder erst in ein paar Monaten versprechen, es war eine mühsame Arbeit, wenn sie akkurat gemacht werden sollten.

„Na ja, eher haben wir das Geld auch nicht über. Denn diesen Monat muß das Los bezahlt werden, und dann nachher steht die Hausmiete vor der Tür.“ Pelle verstand das sehr gut, denn Carlsen verdiente acht Kronen die Woche und hatte neun Kinder. Aber von dem Preis ablassen konnte er doch nicht gut, fand er.

Man schwamm hier wahrhaftig nicht in Geld. Und hatte er wirklich mal einen Schilling in Händen, so geschah es sicher, daß er ihm vor der Nase Reißhaus nahm, wenn er sich gerade den Kopf darüber zerbrach, wie er ihn am nützlichsten verwenden sollte — so wie damals, als er in einem Häckerfenster eine unvidierliche Pfeife in Form eines Schachtstiefels entdeckte.

Wenn die drei Mädchen ihn über die Gartenmauer riefen, kam sein Kindersinn zu seinem Recht; dann vergaß er für eine Weile Kämpfe und Sorgen. Er genierte sich ein wenig, irgend jemand sehen zu lassen, daß er dahinüber schlüpfte. Pelle fühlte sich nicht beehrt durch den feinen Umgang, und Weiberröcke waren es nun doch einmal. Er fühlte sich nur glücklich hier drüben, wo die seltsamsten Dinge zum Spielen benützt wurden, chinesische Tassen, Waffen von den Südpazifischen Inseln. Manna hatte einen Perlenkranz von weißen Zähnen, spitze und höckerige durcheinander. Sie behauptete, es seien Menschenzähne und hatte den Mut, sie auf dem bloßen Hals zu tragen. Und der Garten war voll von wunderbaren Pflanzen, da war Mais und Tabak und allerlei anderes, was anderswo in der Welt so dicht wachsen sollte wie hier in der Heimat das Korn.

Sie waren feiner von Haut als andere Menschen und kuschelten nach den seltsamsten Gegenden der Welt. Und mit ihnen spielte er, sie sahen voll Bewunderung zu ihm auf, hesteten seine Kleider zusammen, wenn sie einen Miß bekommen hatten, machten ihn zum Mittelpunkt ihrer Spiele, auch wenn er nicht mit dabei war. Es lag eine verborgene Genugtuung darin, obwohl er es als etwas Selbstverständliches hinnahm, es war ja etwas von alledem, was ihm das Schicksal und das gute Glück vorbehalten hatten, ein kleiner Vorstoß auf das unbegrenzte Märchen des Lebens. Er verlangte unbeschränkt über sie zu regieren, und wenn sie rechthaberisch waren, redete er sich in Born hinein, sodas sie sich ihm schließlich fügten. Er wußte sehr wohl, daß jeder ordentliche Mann sich die Frau untertänig macht.

Damit ging der Vorsommer hin, die tote Zeit rückte heran. Die Städte hatten sich schon zu Pfingsten mit Sommerbedarf versehen, und draußen auf dem Lande hatten sie jetzt an anderes zu denken, als mit Arbeit für die Hand-

werker nach der Stadt zu fahren; die Bevorstehende Ernte nahm alle Sinne in Anspruch. Ueberall, bis in die kleinsten Winkel hinein, wo nichts für die Bauern verrichtet wurde, merkte man, wie abhängig die kleine Stadt vom Lande war. Es war, als habe die Stadt mit einem Schläge ihre Ueberlegenheit vergessen; die Handwerker sahen nicht mehr auf das Bauernland herab, sondern standen da und sahen nach den Feldern hinaus, sprachen vom Wetter und Ernteaussichten und hatten alle städtischen Interessen vergessen. Kam ausnahmsweise einmal ein Bauernwagen zur Stadt, so lief man an das Fenster, um danach zu sehen. Und als die Ernte vor der Tür stand, war es, als wenn alte Erinnerungen alle die Köpfe höher tragen machte; wer nur konnte, streifte das Stadtleben ab und zog zur Erntearbeit aufs Land. Aus der Werkstatt waren der Geselle wie auch die beiden ältesten Lehrlinge draußen, Jens und Pelle konnten bequem die Arbeit bewältigen.

Pelle merkte nichts von toter Stimmung; er war nach allen Richtungen hin in Anspruch genommen, seine Haut zu wehren und das Bestmögliche aus dem Dasein zu machen. Da waren Tausende von widerstrebenden Eindrücken von gut und böse, die gesammelt und zu einem Ganzen ausgeglichen werden sollten — zu diesem merkwürdigen Ding: Stadt, von dem Pelle niemals wußte, ob er sie segnen oder verfluchen sollte, weil sie ihn immer in Schwingung hielt.

Und mitten in aller Geschäftigkeit konnte Lasses Gestalt auftauchen und ihn einsam im Wirbel machen. Wo nur Vater Lasse sein mochte? Sollte er nie wieder von ihm hören? Jeden Tag hatte er erwartet, ihn zur Tür hineinstolpern zu sehen, im Vertrauen auf Karnas Worte; und wenn es am Türdrücker tastete, war er fest überzeugt, daß er es war. Das ward zu einem stillen Kummer in dem Sinn des Jungen, zu einem Ton, der in allem, was er unternahm, mitklang.

V.

In einem Sonnabend, als Pelle die Osterstraße hinab lief, kam ein Wagen mit Hausgerät vom Lande hereingeschwenkt. Pelle hatte es sehr eilig, mußte das aber doch mitnehmen; der Kutscher saß unten vor dem Fuder ganz vorne zwischen den Pferden, er war groß und rotwangig und gehörig eingemummelt, trotz der Wärme. „Hallo!“ das war ja Schwager Due, Kalles Schwiegersohn! Und oben mitten zwischen allem Gerümpel saßen Anna und die Kinder und schwannten hin und her. „Hallo!“ Pelle schwenkte die Miße, mit einem Sprung hatte er den Fuß auf der Wagendeckel und saß neben Due, der bei der Begegnung über das ganze Gesicht lachte.

„Ja, nun haben wir das Bauernland satt und woll'n mal versuchen, ob es sich hier in der Stadt besser macht,“ sagte Due auf seine stille Weise. „Und hier läufst Du ganz wie zu Hause herum!“ Es lag Bewunderung in der Stimme. Anna kam über das Fuder herbeigekrochen und lachte zu ihnen nieder.

„Gibt Ihr Nachricht von Vater Lasse?“ fragte Pelle sie. Das war seine ewige Frage, wenn er Bekannte traf.

„Ja, das haben wir, er ist daran, einen Hof draußen in der Heide zu kaufen. Na, willst Du woll artig sein, Du Teufel!“ Anna langte nach hinten aus, ein Kind fing an zu weinen. Dann kam sie wieder zum Vorschein. „Und wir soll'n auch vielmal von Vater und Mutter grüßen.“

Aber Pelle hatte keine Gedanken für Dheim Kalles.

„Liegt es droben bei Steengarden?“ fragte er.

„Aee, weiter nach Osten zu, bei den Zauberstuben,“ sagte Due. „Es ist ein großes Stück Land, aber nicht viel mehr als Steine. Wenn er sich da man nich' mit ruiniert, zwei soll'n schon vor ihm dabei hopps gegangen sein. Er hat sich ja mit Karna zusammengetan.“

„Dheim Lasse wird woll wissen, was er tut,“ meinte Anna. — Karna hat woll das Geld reingesteckt, sie hat ja was aufgespart.“

Pelle mußte weiter, sein Herz tanzte ihm im Leibe bei dieser Nachricht. Vorbei war es mit aller Ungewißheit und allen schrecklichen Möglichkeiten, er hatte seinen Vater wieder. Und Lasses Lebensraum war in Erfüllung gegangen, er hatte jetzt die Füße unter dem eigenen Tisch gefest! Hofbesitzer war er obendrein geworden, wenn man es nicht so

genau nahm; und Belle selbst — ja, er war jetzt Hofbesizersohn!

Gegen neun Uhr am Abend hatte er alles beiseite geschafft und konnte sich auf den Weg machen; sein Blut kochte vor Spannung. Ob da wohl Pferde waren? — Ja, natürlich, aber ab auch Leute gehalten werden mußten? War Lasse Bauer geworden, der am Fiestag Löhne ausbezahlt und des Sonnabends, den Pelztragen über die Ohren gezogen, zur Stadt kam? Belle sah sie ganz deutlich die Treppe hinaufkommen, einen nach dem andern, die Holzschuhe abstreifen und an der Arbeitsstubentür pochen — ja, sie wollten gern um Vorstoß auf ihren Lohn bitten. Und Lasse fraute sich in den Näcken, sah sie bedenklich an und sagte: „Ne, auf keinen Fall, Ihr verkauft es ja doch man.“ Aber er gab ihnen schließlich doch, wenn es so weit war — „man ist ja viel zu gutmütig,“ sagte er zu Belle.

Denn Belle hatte der Schüttereide ade gesagt und lebte zu Hause als Hofbesizersohn. Eigentlich leitete er ja das Ganze, es durfte nur nicht so heißen. Und auf den Weihnachtsschmäusen schwenkte er die drallen Bauernöchter. Es entstand ein Jüstern in allen Gaden, wenn Belle eintrat; aber er ging garadeswegs durch die Stube und forderte das Pastors Tochter zu einem Tanz auf, so daß sie den Atem verlor und noch mehr dazu, und ihn bat, sich gleich auf der Stelle mit ihr zu verheiraten.

Er lief und träumte; die Sehnsucht trieb ihn vorwärts, und ehe er sich's verah, hatte er die paar Meilen Landstraße zurückgelegt. Der Landweg, den er jetzt einschlug, führte durch Heidehügel und Nadelwald; die Häuser hier drinnen wurden ärmlicher, es war ein weiter Abstand von einem zum andern.

Belle schlug nach bestem Ermessen einen Richtweg etwas weiterhin ein und lief mit weitgeöffneten Sinnen. Die Sommernacht ließ ihn alles nur halb erkennen, aber das Ganze war ihm so vertraulich, wie die Stopfstellen in Vater Lasses Westenrüden, obwohl er noch nie hier gewesen war. Die amselige Landschaft sprach zu ihm wie mit Mutterstimme; so sicher wie hier zwischen diesen aus Lehm aufgefleckten Hütten, in denen arme Urbarmacher mit dem Felsboden um eine Handvoll Erde kämpfen, war es sonst nirgends in der Welt. Durch viele Generationen hindurch war dies alles sein, bis zu den Bumpen in den Fenster Scheiben und dem alten Gerümpel, das auf das Strohdach hinaufgeschleppt war, um es fest zu halten. Hier war nichts, womit man sich den Kopf zerbrechen brauchte wie anderswo in der Welt, man legte sich getrost hin und ruhte. Aber in all diesem bauen und wohnen, nein, das war nichts für ihn. Dem war er entwachsen, wie man den Rücken seiner Mutter entwächst.

Der Nebenweg ward allmählich zu einer tiefen Wagenspur, die sich zwischen Felsen und Moor hinschlängelte. Belle wußte, daß er sich nach Osten zu halten mußte, aber dieser Weg ging bald südwärts, bald nordwärts. Er bekam es satt, merkte sich genau die Richtung und lief quer seldein darauf los.

(Fortsetzung folgt.)

Fichte und die Herrschenden.

Bausteine zum Fichtedenkmal.

Seit Jahren sammelt man für ein Fichtedenkmal in der Reichshauptstadt. Man hat es nicht eilig. Philosophen sind ein unbeliebter Gegenstand der offiziellen Denkmalerei. Otto der Große ist wichtiger als ein Fichte. Allenfalls bringt man die Philosophen unter den Schwänzen von Potentatengäulen oder hinter wassersüchtigen Höhenzollernbüschen unter. Aber diese Mißachtung ist ehrenvoller und ehrlicher als die Lohndelei. Wie der Aufruf zu einem Fichtedenkmal erschien, war Herr v. Bülow noch der Kanzler à la mode. Er warf dem für seinesgleichen unerreichtbaren Revolutionär das Sprüchlein nach, daß er geredet hätte in einer Zeit, wo alles schwieg. Der selbige Kanzler konnte diese Plattheit wagen, weil er in einer Zeit wirkte, da Fichte schwieg, während alle redeten. Die Wahrheit ist, daß jedes Fichtedenkmal in der Reichshauptstadt eine Beschimpfung des leidenschaftlichen Denkers ist. Die Herrschenden Preußen-Deutschlands haben niemals etwas gemein mit dem Geiste Fichtes gehabt. Heute noch weniger als zu seinen Lebzeiten. Und wichtiger als irgendein Standbild wäre es, endlich den v o l l s t ä n d i g e n N a c h l a ß des Mannes herauszugeben, der in der Berliner Bibliothek verstaubt. Es befindet sich darunter das Schlüsselwerk seines Lebens, ein nur in einzelnen Blättern bisher bekannt gewordenes s o z i a l i s t i s c h e s System, in dem die ebenso berühmten wie un-

gelesenen und noch weniger verstandenen Neben an die deutsche Nation nur ein vorläufiges Kapitel bildeten.

Zimmerhin, bis zu dem bevorstehenden 100. Todestag Fichtes wird das Denkmal fertig werden und nationaler Trara wird die Hülle wegblasen. Die Epiken der Behörden und Sozialfürchtige Professoren werden dabei sei, und wenn Herr Trost zu Solz dann noch preußischer Kultusminister sein sollte, so wird er seine Gedanken über den deutschen Mann spreizen. Wenn niemand einen Philosophen mehr kennt und er ganz und gar ungefährlich geworden ist, dann ist die Zeit gereift, ihm ein Denkmal in Berlin zu setzen, das nicht ein Zeichen seiner Unsterblichkeit, sondern vielmehr seine endgültige Todeserklärung bedeutet. Was aber Fichte in Wirklichkeit gewesen ist, dafür haben wir jetzt auch eine amtliche preußische Urkunde. Fichte wurde von den Herrschenden verfolgt, solange er lebte. Und selbst als man ihn nach dem Zusammenbruch Preußens reden ließ, behandelten ihn die preußischen Behörden brutaler als der französische Erbfeind, der in Berlin regierte und gegen den der Unersehrofone zum Sturm aufrief. Fichte erlebte noch eben die „Freiheitskriege“, völlig vereinsamt und verbittert, und er starb voll tiefem Mißtrauen, ob nicht die Niederwerfung Napoleons der Beginn verstärkter deutscher Knechtschaft werden würde.

Fichtes düstere Ahnungen wurden durch die Wirklichkeit noch überboten. Die Zeiten von 1818 bis 1848 waren ein unter Preußens Führung erneuerter dreißigjähriger Krieg gegen die deutsche Kultur. Fichte galt jetzt als der große Verderber. Seine Neben an die deutsche Nation wurden verboten. Und in den Maßnahmen, mit denen der preußische König und seine Regierung die Karlsbader Beschlüsse der heiligen Allianz noch überbot, erscheint Fichte als der böse Geist, dessen Einfluß vor allem mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse. In dem Prememoria, mit dem die Eylert und Schulz (Goethes Freund) den König Friedrich Wilhelm III. unterrichteten — es ist vom 15. Februar 1821 datiert — was gegen den Umsturz zu tun sei, erhalten wir eine offizielle preußische Darstellung des Wesens und Wirkens Fichtes. Diese Denunziation und nicht eine nach hundert Jahren jubelnde Figur aus Marmor oder Bronze ist das echte, angestrebte und ehrliche Denkmal der Herrschenden für den Philosophen.

Fichte ist gemeint, wenn es in dem Schriftstück heißt:

„Da nach jenem neueren Moralsysteme nur diejenige Handlung recht und sittlich genannt werden kann, die mit der innersten Ueberzeugung des Menschen übereinstimmt, jede Handlung nach Bestimmung äußerer Autorität aber unsittlich und des reinen Menschen unwürdig ist, so ist es danach auch unsittlich und seiner unwürdig, sich Gesetzen zu unterwerfen, von deren Güte er nicht überzeugt ist, und zu denen er, laut oder schweigend, seine Einwilligung nicht gegeben hat. „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ wird nach dieser neuen Moral so gedeutet, daß, da Gott im Menschen selbst oder nichts anderes als des Menschen tiefstes Wesen, seine innerste Ueberzeugung sei, dieser Ueberzeugung mehr als allen Gesetzen zu gehorchen ist. Gehorsam gegen die Gesetze findet also hiernach nur aus Klugheit zur Vermeidung äußerer Zwanges und mit der Mentalreservation (dem inneren Vorbehalt) statt, sie zu befolgen, insofern sie mit der Ueberzeugung des Individui übereinstimmen, sonst aber ihnen aus sittlicher Verpflichtung auf alle Weise, heimlich oder öffentlich, entgegenzuwirken.“

Daher entspringt denn also auch für die Befenner dieser Moral die absolute Notwendigkeit, jedem einzelnen seinen Anteil an der Gesetzgebung zu vindizieren, mithin die Notwendigkeit einer gesetzgebenden Volksrepräsentation, sowie sich für selbige andererseits aus dem Grundsatz der Nichtigkeit aller Autorität, selbst der göttlichen Gesetze und Offenbarung, und aus dem Grundsatz des absoluten gleichen Wertes der Menschen als Inhaber des höchsten göttlichen Wesens, die notwendige Forderung der Souveränität des Volkes ergibt.“

Das ist die „fürchtbare, geheime Macht“, gegen die die Karlsbader Beschlüsse nicht mehr genügen. Da müssen noch schärfere Mittel angewandt werden, und die dem König unterbreiteten Vorschläge laufen darauf hinaus, daß jeder aus dem Staatsdienst entfernt werden müßte, der Fichtesche Anschauungen hege. Fichte war also für die damaligen Nachhaber, was heute Karl Marx ist. Im weiteren wird dann Fichte mit Namen genannt. Er ist der Schlimmste unter den Umstürzern, von denen noch Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt und Jahn, der Turnvater, bezeichnet werden. Die Verfasser grübeln darüber, ob das gegenwärtig herrschende revolutionäre Treiben etwa als eine Schidung und Strafe Gottes aufzufassen sei. Sie kommen dann aber zu dem Ergebnis, daß daran nicht Gott, sondern vielmehr der Teufel, das ist Fichte, schuld sei:

„Hier ist nicht der Fingerzeig Gottes, hier ist deutlich die Hand des Verderbers zu erkennen, der die schwachen Menschen durch solche Vorspiegelungen zum ewigen Unheil zu verführen sucht, indem er das Rauberbild einer übermenschlichen Vollkommenheit ihren betörten Augen vorgaukelt. Wo die Gebote Gottes nicht höher als alle menschliche Weisheit geachtet werden, wo die Offenbarung des Herrn durch Christus, wo die Erlösung des Menschen durch den Heiland den Glauben verloren hat, und an seine Stelle die törichte Einbildung philosophischer Erkenntnis der göttlichen Natur des Menschen eingetreten ist, da kann

weber Kirche noch Staat länger bestehen, da versinkt alles Heil der Gegenwart und Zukunft in einen bodenlosen Abgrund! — Am Rande dieses Abgrundes steht unser Vaterland . . .

Dieses verderbliche System ist, in gedruckten Schriften wie in öffentlichen Vorträgen, zunächst von zwei Gelehrten ausgegangen, die beide seit ungefähr zwanzig Jahren unter stetem großem Beifalle hier öffentlich aufgetreten sind, von den Professoren Fichte und Schleiermacher . . .

Dieser Professor Fichte, dessen öffentliche Lehren die wichtigste Grundlage der Entwicklung dieses gefährlichen Systems gewesen sind, war schon im Jahre 1798 als damaliger Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena, auf den Antrag des Dresdner Hofes wegen atheïstischer Lehren in Anspruch genommen worden.

Er verteidigte sich dagegen in gedruckten Schriften auf eine Weise, die den Grund dieser Anklage gegen ihn nur zu sehr bestätigte und das Gift seiner Lehre desto allgemeiner verbreitete.

Nachdem er demzufolge von dem Lehramte zu Jena entlassen war, wurde er zu unserem großen Unglück, gleichsam als Entschädigung für die ihm dort widerfahrne Kränkung, nach Erlangen berufen; ja er erhielt sogar die Aufforderung, anstatt zu Erlangen hier zu Berlin vor einem gemischten Publikum, also in populärer Sprache, seine Lehren vorzutragen.

Von diesen populären Vorlesungen, welche Professor Fichte hier bis zum Jahre 1808 mit steigendem Beifall gehalten hat, schreibt sich die gänzliche Zerstörung der christlich-religiösen und moralischen Gesinnung her, die weiterhin unter einem großen Teile der hiesigen Staatsbeamten, Gelehrten und Jugendlehrer zur Erscheinung gekommen ist, indem der feste Glaube an philosophische Allmacht und Allwissenheit des Menschen in deren Stelle trat.

Nun wird das religiöse System und das System der deutschen Nationalerziehung, wie es Fichte gelehrt, des breiteren dargestellt. Seiner früheren atheïstischen Ansicht getreu, habe er Gott lediglich als eine Abstraktion des Menschen erklärt, und diese Auffassung sogar als die Meinung Christi behauptet. In seinen Reden an die deutsche Nation habe er dargelegt, daß die vorhandene Generation der Menschen durchaus verworfen und verderbt sei, und daß der Grund zum neuen Heil mit der unverdorbenen Jugend durch eine deutsche Nationalerziehung gelegt werden müsse. Fichte habe ferner gelehrt, daß alle echte Bildung in Deutschland vom Volke ausgegangen, von Fürsten und Adel gehindert worden sei, daß die deutsche Nation vor allen anderen zur republikanischen Verfassung reif sei. Er habe die bisherige Tendenz der öffentlichen Lehranstalten gänzlich verworfen, die Erziehung zur Seligkeit im Himmel: für die Seligkeit im Himmel bedürfe es keiner Bildung, wohl aber bedürfe es sehr der Bildung für das Leben auf der Erde. Diese nationale Erziehung habe auf Stand, Geburt und äußere Bestimmung keine Rücksicht zu nehmen. Sie solle nicht auf Unterwerfung unter die Autorität, sondern auf freie Entwicklung der menschlichen Kräfte gerichtet sein.

Solche Auffassungen nennt die Denkschrift der regierenden Väter Friedrich Wilhelms III. „grundlose, ja wahrhaft göttliche Behauptungen und Annahmen“. Schließlich wird als der Schüler Fichtes Sand, der Mörder Robespierre, bezeichnet, der in seiner Wartburgrede die Gedanken des „genannten philosophischen Weltreformators“ entwickelt habe.

Das war denn der höchste Trumpf: Fichte als moralisch verantwortlich für das Attentat des jungen Schwärmers, das den Vorwand zu der scheußlichen Demagogie gegeben hat. Herr Trotz zu Holz sollte sich ja in diese Denkschrift seiner Vorgänger vertiefen, um rechtzeitig davon abzulassen, dem verruchten Umstürzler zu huldigen. Dann wird er erkennen, wie berechtigt es ist, wenn sich als die Erben der klassischen deutschen Philosophie — die Sozialdemokraten mit Stolz bezeichnen!

Lob der Faulheit.

Ein Hirtenbrief.

Lieber Kollege!

Glauben Sie nicht, ich sei über Nacht Bischof geworden. Mein Hirtenbrief handelt, wie der Titel zeigt, nicht vom Fasten und Beten. Ich sitze dreizehnhundert Meter hoch über dem Meere auf einem umgelegten Baumstamm inmitten einer leise grünenden Waldwiese und hütte einem Hirtenbub, der einen Brief vergessen zu haben vorgab, den er dem „Postli“ bringen müsse, die vier Kühe, drei Schafe und eine Gais. Und in dieser Situation, die die alten Erzväter und sogar wirkliche Könige — das ist allerdings schon ziemlich lange her — ihrer nicht für unwürdig fanden, denke ich über eines der wichtigsten Probleme der Menschheit nach, über das Recht auf Faulheit. Daß es sich hier um ein sogenanntes Naturrecht handelt, das ist mir ohne weiteres klar. Denn ich habe eine unverdorrene natürliche Neigung dazu, von diesem Rechte stets ausgiebig Gebrauch zu machen. Ich habe nicht nur einen hervorragenden Parteischristen, den Genossen Lafargue in Paris, der ein sehr schönes Büchlein über das Menschenrecht geschrieben hat, zur Seite, sondern auch den verstorbenen großen Tolstoi hinter mir, der sich über das Nichtstun anerkennend ausgesprochen hat. Durch

das viele Arbeiten kommen nach seiner Meinung die Menschen vom dem richtigen Wege ab, weil sie sich keine Zeit mehr nehmen, ihr eigenes Innere ruhevoll zu beschauen und zu einer Klarheit über sich selbst zu kommen. Eines der klarsten und faulsten und schönsten Bücher der Welt, der „Grüne Heinrich“, fängt mit einem Kapitel: Lob des Perlokommens an. Damit ist aber nur jene höhere Art der Faulheit gemeint, mit der man es in aller Ruhe recht weit bringen kann, wie denn auch sogar ein bekannter und sogar berühmter Mann der Gegenwart mir einmal glaubhaft versichert hat, er hätte es in seinem Leben nicht so weit gebracht, wenn er es nicht verstanden hätte, recht oft und recht lang mit Geist zu faulenzten. Denn etwas Geist muß dabei sein. Otto Erich Hartleben hat diese sublimere Art des Faulenzers einmal in die schönen Verse geleidet

Bist du einmal recht faul und fühlst dich doch beagnadet,
So kannst du sicher sein, daß Faulheit dir nicht schadet.

In diesem beagnadigten Zustand also befinde ich mich zurzeit und wenn diese Mitteilungen auf die Beladenen und Neuchenden und Schwügenden aufreizend wirken sollten, so ist mein Zweck eigentlich erreicht.

Das Faulenzten will gelernt sein, wenn diese Gabe Gottes einem nicht wie mir sozusagen in die Wiege gelegt wurde. Angeblich wohnt die Freiheit auf den Bergen. Das dürfte eine kleine Täuschung sein, denn ich begegne selbst hier oben verschiedenen gestrengen Augen des Geheißes, die den Wald nach Verbrechern absuchen, damit die jetzt einreisenden Sommerfräuler keinen anderen Räubern in die Hände fallen als den geschicklich konzeptionieren. Aber einerseits ist „gewißlich wahr“, wie die evangelischen Pastoren in ihren Leichenpredigten sagen: Auf den Bergen wohnt die Faulheit für jeden, der Sinn für sie hat, nämlich für die Berge sowohl als auch für die Faulheit. Man kann stundenlang auf dem Rücken liegen und in die Wolken sehen und glauben, man habe nichts gedacht, und dabei ist man ganz still zwischen den erhabenen Gefühlen und Empfindungen herumgewandelt, oder man kann stundenlang auf einem Stein sitzen und die einem anvertrauten Kühe in alle Windrichtungen auseinanderlaufen lassen und meinen, man habe nichts getan, wo doch einem die famossten Gedanken zur Viderung des Glanzes der Mitmenschen ins Gehirn schleichen, wie dieser Brief ja deutlich zeigt.

Aber schließlich möchten Sie auch wohl mehr von der Wirklichkeit in den Bergen hören. Und da kann ich nur eines sagen: Wir Schwarzwälder, oder wir, die wir zu Füßen dieses schönsten aller Gebirge der Erde und benachbarter Gestirne wohnen, haben es eigentlich strafwürdig gut. Wir können die ordnungsmäßigen Jahreszeiten nach Wunsch verlängern, wenn wir nur mit einer der vielen kleinen Bahnen einige hundert Meter höher dem Himmel zufahren. So wie wir aus den düstern Novembernebeln hinaufklettern können in goldige Spätsommertage, so können wir einen verpöckelten Frühling in der Ebene durch einen ausgemacht herrlichen auf den Bergen korrigieren. So bin ich jetzt, wo es bald Johanni wird, dem Frühling nachgelaufen bis hier herauf in den Hochwald. Am Himmel ist es zwar schon Sommer, aber die Erde hält es in diesen Regionen auch etwas mit der Faulheit, kommt geruhig hinten nach und weiß, daß sie trotzdem zu ihrer Zeit viel herrlicher ist als die Ebene, die es in allen Dingen viel eiliger hat.

Zwischen den olivenbraunen Heiden und den leichten weichen Schneeflecken ziehen sich in spargrünen düstigen Strichen die Weidenfläcken hin, zwischen den dunklen Tannen, deren Zweige gerade mit den Spitzen des ersten neuen Triebes kofettieren, lacht das dichtgrüne Laub ungeduldiger Buchen. Da und dort balzen in der Morgen- und Abenddämmerung noch die letzten Auerhähne; deren Liebe die jagdgeschliche Zeit überdauert und alle Verglumen von der goldenen Arnika bis zum violetten Wolfsmilchlattich sind bereit, um die leuchtende Frühlinglandschaft in eine sommerliche Wunderwelt zu verwandeln.

Ich weiß, daß man in unserer jetzigen wichtigen Zeit, wo jeden Morgen in allen deutschen Gauen ein neuer Reichstagskandidat das Licht der Welt erblickt, keinen Sinn haben wird für das Treiben meiner faulenzenden Freunde hier oben. Aber von zweien darf ich Intimeres wohl mitteilen.

Waldbi, der langhaarige Dachs, ist mit der Zeit alt geworden, ohne seine aristokratischen Manieren irgendwie einzubüßen. Trotzdem er dem Sterben nahe ist, berichtet er noch jeden anderen Hund mit herablassender Miene, um dann nach dieser Taxierung mit erhobenem Kopf und aufrecht gestelltem Schwanz in würdigem Schritt sich von der nicht standesgemäß befundenen Hundeperson abzuwenden. Sein Aufenthalt und seine Beschäftigung gleichen auffallend den meinen. Er liegt am liebsten in der Sonne, anscheinend unätig, aber er ist der geborene Philosoph der Faulheit und wenn dann ein so geschneigelter und gestriegelter Berggigerl an uns vorüber wandert, dann sehen wir uns nur an und verstehen uns. Aber das steptische Herz dieses gerissensten aller Dachs hat noch einmal des Lebens Frühling in sich verspürt. Ich traf ihn jüngst in einer Waldlichtung mit einem erheblich jungen Hundefräulein zusammen — in flagranti sagt man wohl beim Menschen. Doch seien wir nicht indiskret. Wald wird er nicht mehr sein und sein Grab mit Mutzsch und Frika, den alten Rentieren, die hier oben ihr in Grünland begonnenes Dasein beendeten, teilen. Und über Sterbende und Tote soll man nichts Böses sagen.

Noch mehr in der Waienenblüte seiner Sünden befindet sich ein anderer Freund, Jakob der Esel. Der Knecht hatte sich kürzlich dem

frümlischen Auffassung hingegeben, daß, wenn er den Jakob einfach in den Stall jagt, ohne ihn anzubinden und dabei die Stalltüre offen läßt, dieses Langohr nicht auf den Gedanken kommen würde, einmal ganz nach eigenem Geschmack einen Spaziergang im Mondschein zu unternehmen und sich gänzlich den Wonnen ungebundener Freiheit zu überlassen, was aber mein besagter Freund dennoch tat. Heute früh wurde mein freheitsdurstiger Grauer schmerzlich vermißt. Ich war unter denen, die auszogen, diesen Esel zu suchen, wobei es mir erging wie Saul, als er anstatt des Esels ein Königreich fand. Ich fand im Morgenjonnenglanz die Herrlichkeit des hohen Schwarzwaldes im Frühsommer. Ueber den Wäldern und den smaragdgrünen Matten lag ein silbergrauer Morgendunst. Die Wettertannen, die vom Sturm und Regen gebleicht sind wie Knochen, glühten im Frühsicht; die Tautropfen an den schlanken Gräsern glühten, die kleinen Quellen glühten und alles war Duft, Glanz und Blinken und Leuchten. Und in dieser Welt der Herrlichkeiten gab sich Jakob dem raffinierten Genuß ausgefuchter Kräuter hin, wälzte sich wollüstig auf dem Rücken und stieß seine Freudenrufe dazu aus, schlug nach vorne und hinten aus und bereitete den Bauern, die seine Freiheit kürzen wollten, erhebliche Schwierigkeiten.

Als er endlich gegen Abend eingebracht wurde, war von Neute auf des Sünders Antlitz nichts zu vermerken. Das ist stets das sichere Kennzeichen der Genialität in der hohen Kunst des Faulenzens. Und als wir uns begegneten, blinzelte mich Jakob in seiner verschmitzten Weise an, als wollte er sagen: Gehe hin und tue dergleichen — wenn Du kannst.

Ich gebe dieses schöne Wort an Sie, lieber Kollege, weiter, denn es ist das unverbrüchliche Recht jedes lebenden Wesens, von der Urzelle bis zum modernen Europäer, einmal heimlich aus dem Stall durchzubrennen, sich auf dem Rücken zu wälzen und von ausgefuchter Kräuter zu leben und denen, die uns einfangen wollen, die erheblichsten Schwierigkeiten zu bereiten.

Mit besten Grüßen vom Berge
Ihr
berzeit Vognadter „Schauinsland“.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Etwas vom Strumpfe. Der Strumpf war ursprünglich nicht weniger als — unser Strumpf. In der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Straßburger Chronik Königshofens heißt es (249): „Do erlug Palamedes den künig Sapedonem und stach Diefesum mit eine sper, das es (mhd. daz sper) brach und der strumpf in ime bleip (bleib).“ „Strumpf“ bezeichnet hier also das Endstück der Waffe und ist wesensgleich mit Stumpf. So steht es besonders auch als Bezeichnung für das Stammende eines abgehauenen Baumes, wie denn auch die ältere Formel nicht „mit Stumpf“, sondern „mit Strumpf und Stiel“ lautete. In einzelnen Gegenden lautet sie noch heute so. Wenn ferner Luther sagt: „Das hewbt (Haupt) habt hr verlornt, wie sein hupft ihr mit strumphen umbher“, so ist unter dem Strumpfe hier der Rumpf eines Körpers, das obere Leibesende zu verstehen. Strumpf bedeutete somit oft Rumpf, meist aber Stumpf, also das Ende, und in diesem Sinne übertrug man es endlich auch auf das Ende — der Hose. Ursprünglich umfaßte die mittelalterliche Hose die Füße mit; als man sie dann aber im 16. Jahrhundert am Knie aufhören ließ, nannte man auch den Hosenrumpf Strumpf; erst als man dann zur Umhüllung des durch die Hosenänderung frei gewordenen Weinstüdes ein besonderes Kleidungsstück schuf, bezeichnete man auch dieses als Strumpf. So also entstand unser Strumpf.

Physikalisches.

Arons Chromoskop. Trotz der außerordentlichen Wichtigkeit, die die Farben in unserem heutigen Kulturleben spielen, haben wir doch bislang noch kein zuverlässiges Mittel oder keine Scala, die einen Vergleich im Praktischen ermöglicht. Will man heute bestimmte Farben bezeichnen, so muß man sich einer Scala gefärbter Stoffe bedienen. Das ist aber ein sehr unzuverlässiges Hilfsmittel, denn Farben bleichen namentlich durch Lichtzutritt aus und schon die geringste Veränderung genügt, um die ganze Scala in ihrem Werte illusorisch zu machen.

Nun kann man ja Farben durchaus eindeutig bezeichnen. Wir wissen, daß die Farbe als Lichterscheinung weiter nichts ist als eben Licht bestimmter Wellenlänge. Licht ist bekanntlich eine Form der Bewegung, eine Form der Wellenerschwingung, wie unsere heutige Physik sagt. Und die Farben unterscheiden sich in nichts als in der Geschwindigkeit der sie in unserm Auge verursachenden Aetherschwingungen und damit in ihren Wellenlängen. Eine Farbe ist mithin völlig und eindeutig bestimmt durch die Angabe ihrer Lichtwellenlänge. Diese Bestimmung ist so präzise und läßt sich wissenschaftlich so genau reproduzieren, daß man sogar ernstlich ins Auge gefaßt hat, unsere Längenmaße ein für allemal unveränderlich genau und stets wieder absolut präzise reproduzierbar durch die Wellenlänge einer bestimmten als Norm festgesetzten Lichtart zu bestimmen, z. B. des Lichtes, das unabänderlich durch die Natriumflamme hervorgerufen wird.

Praktisch ist das Verfahren natürlich nicht gut anwendbar, denn man kann nicht gut verlangen, daß der Reisende in Seide oder farbigem Stoffen noch ein kleines chemisch-physikalisches zusammenlegbares Laboratorium bei sich führt. Man beiließt sich daher immer noch mit den alten veränderlichen Farbenskalen.

Nun lassen sich aber die Farben noch auf andere Weise herstellen, und zwar durch Zerlegung des weißen Lichtes in seine einzelartigen Bestandteile. Entwerfen wir auf diese Weise ein Spektroskop, ein Regenbogenband, wie es uns jedes Glasprisma liefert, das an den alten Petroleumkronen aus der „Guten Stube“ dem spärlichen Petroleumlicht Leben verlieh, so befinden sich darin alle Farben, die sich überhaupt nur denken lassen. Doch auch dieses Mittel bleibt praktisch unbrauchbar, weil die Menge der ineinander überfließenden Farbtöne gestört und die einzelartigen Bestandteile nicht unterschiedlich genug herauszutreten lassen.

Ein viertes Mittel liefert die Polarisation des Lichtes. Einige lichtdurchlässige klare Substanzen, wie z. B. der Kalkspat, haben die Eigenschaft, einfallendes Licht unter gewöhnlichen Umständen in doppelter Weise zu zerlegen (Doppelbrechung) und durch geeignete zusammengesetzte Prismen aus diesen Substanzen (Nicol'sche Prismen) polarisiertes Licht herzustellen. Mit Hilfe zweier solcher Prismen, zwischen die man eine dünne Platte, z. B. aus Quarz einschleibt, kann man nun eigentümliche Farberrscheinungen hervorrufen, die man chromatische Polarisation nennt. Man kann diese Farben aus zwei farbigen Kreisflächen in die Erscheinung treten lassen, die sich zum Teil überdecken. Die farbigen Kreisflächen haben immer sogenannte komplementäre Farben, d. h. solche, die sich gemischt wenigstens annähernd zu Weiß ergänzen. Wo sie sich überdecken, sieht man also stets einen weißen Fleck, der bestehen bleibt, welches auch die einzelnen Kreisfarben sein mögen. Durch Drehen eines der Nicol'schen Prismen kann man den beiden Kreisflächen nun die verschiedenartigsten Farben erteilen, und zwar durch allmähliche Drehung alle möglichen. Diese Farben sind aber durch die Drehung eindeutig bestimmt, so daß man die Farbenbezeichnung einfach durch das Maß der Winkeldrehung erfassen kann, die sich zahlenmäßig ausdrücken läßt.

Warum das so ist, läßt sich hier und ohne klärende Zeichnungen und Bilder nicht in Kürze erläutern. Man kann aber wohl einsehen, daß auf diese Weise ein Mittel gegeben ist, durch Zahlen Farben zu bezeichnen. Dieses längst bekannte Prinzip hat Dr. Leo Arons aufgegriffen und zu einem praktischen Apparate umgestaltet, den er auf der vierten Tagung des deutschen Werkbundes vorführte. Von Zeitungsberichterstattungen ist dieses Chromoskop als eine neue Erfindung bezeichnet worden. Das ist sie in der Tat nicht, was allerdings ihrem Werte als praktisch brauchbare Konstruktion nicht den geringsten Abbruch und Eintrag tut.

F. L.

Aus dem Tierreiche.

Die Kukud-Frage. Der Kukud mit seinem lustig durch den Wald schallenden Ruf ist gewiß ein Liebling aller Menschen, und schon die Kinder pflegen ihn zu einem heiteren Frage- und Antwortspiel zu gebrauchen. Auf der anderen Seite aber werden diesem Vogel allerhand Schändlichkeiten nachgesagt, unter denen die Geschichte vom Kukudsei am bekanntesten ist. Wahrscheinlich glaubt alle Welt deshalb daran, weil sie schon seit Jahrtausenden immer wieder erzählt worden ist. Auch im alten Aristoteles findet sich die Anklage gegen den Kukud, daß er seine Eier in fremde Nester lege. Die neuen Naturforscher haben hauptsächlich vier Kukudfragen aufgestellt: Warum bauen die Kukuds kein eigenes Nest? — Auf welche Weise bringen sie ihre Eier in die fremden Nester? — Wie entsteht der Wechsel in der Farbe der Eier und die mehr oder weniger vollkommenen Ähnlichkeit mit den Eiern des zum Pflegevater ausgewählten Vogels? — Wie endlich vollzieht sich das Verhängnis an den angekommenen Nachkommen der Pflegeeltern? — Der Grund, warum der Kukud bei der Aufzucht seiner Jungen fremde Hilfe in Anspruch nimmt, ist wahrscheinlich darin zu erblicken, daß er zu knappe Zeit in der Gegend seines Frühjahrsaufenthalts verweilt, um eine regelrechte Brütezeit abhalten zu können. Zum mindesten würden die jungen Kukuds nicht ihre vollständige Selbständigkeit unter der Aufsicht der Eltern erlangen, wenn deren Frist wie gewöhnlich auf kaum drei Monate bemessen ist. Dazu kommt, daß ein junger Kukud einen ungewöhnlich großen Appetit zu haben pflegt, so daß vielleicht die eigenen Eltern aus Erfahrung es als unmöglich befunden haben, einem ganzen Gelege gleichzeitig die ewig hungrigen Mäuler zu stopfen. Diese Gründe nehmen sich sehr wahrscheinlich aus und es ist wohl mehr eine Grübelelei, nach anderen suchen und zum Beispiel annehmen zu wollen, daß die Kukuds, die früher ebenso gute Eltern gewesen seien als andere Vögel, sich durch ihre vielen Feinde, die ihnen ihr Nest zerstörten und ihre Jungen raubten, gezwungen gesehen hätten, ihre Eier in fremde Nester einzuschmuggeln. Man weiß auch erst seit kurzer Zeit, daß der Kukud seine Eier auf die Erde legt und dann im Schnabel in das fremde Nest trägt. Daß der junge Kukud selbst, nicht etwa die Pflegeeltern, seine Pflanzkollegen aus dem Nest zu befördern sucht und damit auch meist zustande kommt, ist wohl mehr ein etwas massiv ausgeprägter Erhaltungstrieb als eine Abneigung gegen die Sprößlinge anderer Art. Man hat nämlich beobachtet, daß zwischen zwei jungen Kukuds sich derselbe Kampf um das Futter und um den alleinigen Besitz des Nestes entspinnt.